

HEADLINE

I. RAUM

Unter den Paradigmenwechseln, welche insbesondere die Kulturwissenschaften seit den 1990er Jahren im hohen Maße verändert haben, ist einer der prominentesten der spatial turn. Wie bereits bei dem 1967 durch Richard Rorty inaugurierten linguistic turn ist bei allen ›Wenden‹ die propositionale Fixierung von dem Auftauchen der Denkhaltung zu unterscheiden: So wie die Hinwendung zur Sprache als Grenze des propositionalen Wissens von Welt auf Ludwig Wittgenstein zurückgeführt werden kann, ist ein ›spatial turn‹ der Sache nach mindestens bis zur »Kopernikanischen Wende« Immanuel Kants rückdatierbar, der Raum nicht als eine Eigenschaft von Dingen, sondern als die Weise des Erscheinens und der Erfassung physikalischer Körper auffasste.

Die ›Raumkehre‹ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterscheidet sich jedoch deutlich von derjenigen Kants: Anders als in der Epoche Newtons war der Raum nicht Gegenstand des epistemischen Interesses, sondern des politischen: Allemal seit Hans Grimms gleichnamiger Roman von 1926 das Schlagwort vom »Volk ohne Raum« geliefert hatte und darin das kollektive Selbstverständnis einer zu spät gekommenen Kolonialmacht im Zentrum des europäischen Kontinents kondensiert schien, drückte der Raumbegriff nicht mehr einen Extensions-, sondern nunmehr einen Expansionsgedanken aus: die rechtmäßige Inbesitznahme eines kulturell zugehörigen Naturraums. Diese populär-populistische Variante hatte ihre Entsprechung nicht nur in der zeitgenössischen Politischen Geographie in Deutschland, sondern wurde ebenso auf Lehrstühlen in Großbritannien und Skandinavien betrieben. – Worauf Humangeographen und Kulturwissenschaftler nach dem zweiten Weltkrieg von daher abzielten, war nicht etwa die Rehabilitierung jenes überkommenen Raumdenkens, sondern eine Doppelbewegung, die in einer Hinwendung zu Fragen sozialer Räumlichkeit wie auch in der gleichzeitigen

Überwindung eines bestimmten Begriffs von Raum bestand: Es galt daher, den Zusammenhang zwischen einem spezifischen Raumbegriff und dem Expansionsgedanken aufzudecken, um eine Beschreibung kultureller Räumlichkeit durchführen zu können.

Für den Konnex von Raumbegriff und Raumannexion gab es zwei ›Verantwortliche‹: einmal den natürlichen Determinationsgedanken, ein anderes Mal die Substanzvorstellung vom Raum. Der Determinationsgedanke betrachtet (den) Raum in erster Linie als ein Naturwesen in Abhängigkeit von natürlichen Faktoren: Der Geodeterminismus ist ein Spross des Aufklärungszeitalters und verlängert antike Motive hinein in die natürlichen Staatslehren; am Anfang stehen Bodin und Montesquieu, am Ende Herder und Hegel. Dagegen entwickelte sich im Frankreich des 19. Jahrhunderts eine possibilistische Auffassung von Geographie: Insbesondere der französische Historiker und Geograph Vidal de la Blache wies darauf hin, dass menschliche Handlungen erhebliche Rückwirkungen auf die Natur haben und nicht (nur) die Natur auf den Menschen. Impulse gingen von hier insbesondere für die Arbeiten der Annales-Schule aus: So etwa für Marc Bloch und Ferdinand Braudel. Wenn diese Historiker heute erwähnt werden, dann zumeist hinsichtlich der Einbeziehung einer deterministischen Geographievorstellung in die Geschichte als Geschichte der ›langen Wellen‹ beispielsweise. – Weit wichtiger ist jedoch der von ihnen vollzogene Bruch mit der Substanzvorstellung des Raums: ›Raum‹ ist demnach keine eigenständige Entität, sondern Kultur und Natur sind in Funktionsbeziehung miteinander verbunden, wodurch ›Räumlichkeit‹ allererst hervorgebracht wird. Es ist vor allem dieser Gedanke, den die neuere Raumreflexion aufgegriffen hat.

Eine Konsequenz des spatial turn kann daher der Verzicht auf eine Bestimmung davon sein, was ›der Raum‹ ist. – Denn auf die Frage »Was?« ist nur eine Antwort möglich, die Raum ein Ding oder (wie bei Kant) eine Form sein lässt. Besonders kulturgeschichtliche Analysen thematisieren Räumlichkeit, um die Auswirkungen des Industriezeitalters auf Infrastruktur und Ökonomie zu thematisieren, welche zu einer Verkürzung der Distanzen zwischen den Metropolen führte. Hierfür kann an Wolfgang Schivelbuschs Geschichte der Eisenbahnreise erinnert werden, worin dies anhand des weltweiten Ausbaus des Schienensystems exemplarisch für die Moderne insgesamt aufgezeigt wird. Unter vielen Kulturgeschichten nimmt sich die Studie von Schivelbusch aber dahingehend aus, als dass er eine Warnung ausspricht, die geradezu als Explikation der Bedingung gesehen werden kann, warum im »spatial turn« mitunter ganz gegensätzliche Auffassungen vertreten werden und einerseits die ›Permanenz‹, andererseits das ›Verschwinden‹ des Raums diagnostiziert wird: Denn Schivelbusch warnt vor dem Trugschluss, die verkehrstechnische Verkürzung von Distanzen und die ›Tilgung der Zwischenräume‹ mit der Auslöschung von Räumlichkeit schlechthin gleichzusetzen. – Was zweifelsohne ›verschwinde‹, sind die lebens-

weltlichen Grundlagen für die Annahme, Raum sei eine unwandelbare Substanz. Schivelbuschs Mahnung geht von daher besonders in die Richtung, das Regime des Raums fortan als durch eines der Zeit abgelöst anzusehen.

Statt ›Zeit‹ gegenüber ›Raum‹ auszuspielen, besteht eine Alternative in dem topologischen Verständnis von Räumlichkeit, das sich von einer Vorstellung verabschiedet hat, die Albert Einstein sinnfällig als »Schachtel (container)« bezeichnet hatte: Für die topologische Raumbeschreibung hilfreich sind Relativierungen, welche von Seiten der Mathematik und Physik nach Newton hinsichtlich der Raumauffassung vorgenommen wurden: Raum wird in diesem Zuge nicht mehr als eine dreifach dimensionierte Entität oder formale Einheit gefasst, sondern anhand von Elementen beschrieben, die relational zueinander bestimmt werden. – Mit anderen Worten: An die Stelle des Substanz- respektive des Ausdehnungsprioris tritt eine Strukturdarstellung von Raum.

Der Einfluss des neuen mathematisch-physikalischen Ansatzes auf die Beschreibung kultureller Räumlichkeit kann anhand der Betrachtung einer noch früheren Raumrevolution als derjenigen des Industriezeitalters verdeutlicht werden: In der ›Kolumbischen Revolution‹ tritt nicht vermeintlich Zeit an die Stelle von Raum, sondern Unendlichkeit im Sinne der Horizontverschiebung an die Stelle von Endlichkeit im Sinne der Standortgebundenheit. Doch auch diese Substitution ist eben nur eine scheinbare: Denn anders als in den Reflexionen zur Unbegrenztheit des Universums, wie sie von Cusanus, Bruno oder auch Tycho Brahe angestellt wurden, wird in der Erdumrundung durch die Seefahrt im 16. Jahrhundert deutlich, dass die irdische ›Unendlichkeit‹ gleichwohl eine Grenze hat. Warum dieser Unterschied nur schwer zu erkennen ist, rührt nach Vilém Flusser daher, dass Menschen »Würmer« seien, die nur zwei Dimensionen bewohnen, sprich: in der Ebene leben. Diese Analogie, welche sich bereits in den Gedankenexperimenten der antieuklidischen Geometrie vorgedacht findet, bringt den Umstand auf den Punkt, dass der Oberflächenraum der Erde zwar ›unendlich‹ ist hinsichtlich der Möglichkeiten, ihn zu durchqueren, begrenzt aber, was dessen Ausdehnung angeht. Anders gesagt: Die Erde ist ›endlos‹ als Fläche, ›endlich‹ aber als Raum. ›Offen‹ oder unendlich ist Raum daher erst in der vollen Ausschöpfung der Vertikalen – hinein in das All. Es ist dieser Gedanke, den Emmanuel Levinas 1961 angesichts von Juri Gagarins Raumflug zum Ausdruck bringt, wenn er formuliert: »Eine Stunde lang hat der Mensch außerhalb jedes Horizonts existiert – alles um ihn herum war Himmel, oder genauer, alles war geometrischer Raum.« Er wendet sich damit nicht nur gegen die lebensphilosophische Geringschätzung der Geometrie, vielmehr wechselt Levinas den Blickpunkt und betrachtet den Raum ›von außen‹ – mit anderen Worten: topologisch. In dieser Sicht ist der Erdraum, wie Flusser in Nähe zu Einsteins Metaphorik schreibt, »eine niedrige Kiste«. Das Resultat des Perspektivwechsels ist es hier gerade nicht,

weitere Dimensionen über diejenigen einer dreidimensional definierten Lebenswelt hinaus zu visionieren, sondern diese als um eine Dimension vermindert anzusehen: Die dritte Dimension wird demnach noch gar nicht bewohnt.

II. TOPOGRAPHIE

Innerhalb der Kulturwissenschaft hat sich in Konsequenz zur Kritik am traditionellen Raumdenken ein Ansatz herausgebildet, der 2002 von Sigrid Weigel als »topographical turn« bezeichnet wurde: Hierin interessiert nicht mehr die Debatte um Raumbegriffe, sondern die Geschichte der räumlichen Repräsentation und Repräsentationstechniken sowie deren ›Wirklichkeitserzeugung‹, wie sie insbesondere in Form von Karten vorliegen. Es geht nach Weigel dabei um eine »Untersuchung der Bedeutung topographischer und kartographischer Kulturtechniken für die Konstitution von Kulturen«. Weigel distanziert in diesem Zuge eine solcherart definierte Kulturwissenschaft von den ›politisierenden‹ Cultural Studies, die Karten vordringlich als Waffen einer Hegemonialmacht ansehen würden. Der wesentliche Unterschied in der kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung kann von daher nicht in einer Beschäftigung mit dem Kartenmaterial liegen, sondern nur in der Analyse des kartographischen Dispositivs, verstanden als die materiellen und immateriellen Ermöglichungsbedingungen des (kartographischen) Repräsentationsdenkens und damit verbundener Kulturtechniken.

Zwei Beispiele können für den topographical turn angeführt werden, die sich beide um die Kontextualisierung von Erkenntnistheorien im Zeitalter des Repräsentationsdenkens bemühen: Wie zum einen Wolfgang Schäffner im Blick auf René Descartes zu zeigen versucht, geht die niederländische Heeresreform nicht nur zeitlich dem Entwurf der Subjektphilosophie voraus, insofern der junge Descartes bei dem Feldherrn Moritz von Nassau diente, sondern liegt dem Kartesischen Bewusstseinskonzept direkt zugrunde, da der Dualismus von ausgedehntem Substanzraum (res extensa) und unausgedehntem Denkraum (res cogitans) im Exerzieren militärisch praktiziert wurde. Für Schäffner korreliert die Zweiweltenlehre demnach mit der Anordnung von Befehlsgeber und Befehlsempfänger: Die Heeresreform zielte nämlich auf die Etablierung von Nachrichtenkanälen, welche die unverfälschte Umsetzung der Befehle ermöglichen sollte, die nicht vor der Schlacht oder nach Gutdünken der einzelnen Einheiten, sondern während ihres Verlaufs und vom Feldherrn ausgegeben werden.

Im gleichen Maße hebt auch eine Untersuchung des italienischen Geographen Franco Farinelli auf die Bedingungen von Immanuel Kants Erkenntnistheorie ab: Der Standort, von wo aus die Kritik des Verstandesvermögens nach Kant erfolgt, ist der einer ›reinen Ver-

nunft; anders aber als im Fall von Descartes ist dieser Ort weniger durch die Dualität von Innen/Außen definiert, als vielmehr durch das Zusammenziehen der gesamten Welt in einem Punkt. Dieses Konstruktionsprinzip wird erstmals in der Geographia von Ptolemäus beschrieben. Die Wiederentdeckung seiner Schriften in der Renaissance trifft zusammen mit einem veränderten Wirklichkeitsverständnis: Aus der ›objektiven Realität‹, die in der scholastischen Ontologie den Dingen selbst zukam, wurde die Realität der Objekte für ein Subjekt. Diese Auffassung von Subjektivität ist nach Farinelli analog dem Verfahren der zentralperspektivischen Bildkonstruktion, welches einen fixierten Betrachterstandpunkt impliziert, der ›Welt‹ von diesem designierten Punkt aus zu repräsentieren erlaubt. Farinelli formuliert von daher, dass Geographie nicht das Gegenteil von Ontologie ist, weil jene bloß repräsentiert, sondern »Geographie echte Ontologie« sei, weil erst sie ›Objektivität‹ generiere.

In beiden ›topographischen‹ Analysen ist auffällig, dass sie etwas gänzlich anderes leisten, als die Erfassung des Aggregatzustands einer Realtopographie: Zwar wird mit dem Vergleich von Schlachtordnung oder Projektionsgrundsatz behauptet, dass etwas, was gemeinhin als unbedingt angesehen wird (wie die Verstandes- oder Vernunfttätigkeit), seinerseits bedingt ist; was aber verglichen wird, sind Relationen oder Strukturen untereinander und nicht etwa philosophische Texte mit geographischen Daten. Für einen solchen Vergleich ist es letztlich unerheblich, ob Descartes tatsächlich von der Heeresreform unterrichtet war oder ob Kant (wofür es bislang keine Belege gibt) näher mit den Projektionsverfahren der Kartographie vertraut war. Eine direkte Kausalität ist unerheblich, weil die strukturelle ›Ähnlichkeit‹ von Interesse ist. Und obwohl diese historisch datierbar ist, folgt sie nicht aus einer topographischen, sondern aus der topologischen Ordnung. Michel Foucault hat für solche Bezugsmomente die Bezeichnung »Diagramm« verwendet. Im Einklang mit dem semiotischen Diagrammbegriff von Charles S. Peirce wird damit eine Ähnlichkeitsbeziehung bezeichnet, die nicht auf einer Identität der Erscheinung (ikonische Ähnlichkeit) beruht, sondern auf struktureller Homologie: Eine architektonische Skizze, der Plan einer Schlachtordnung oder auch Karten werden daher nicht als Abbilder der Welt auf ihre Repräsentativität hin befragt, sondern als Ausdruck eines konstitutiven Relationsgefüges angesehen. – Ebenso wie der spatial turn sich abwendet von substantiellen Raumkonzepten, übersteigt somit der topographical turn die Topographie des Raums hin zu einer Identifikation strukturierender und konstitutiver Momente von Räumlichkeit.



III. TOPOLOGIE

In der Topologie geht es kurz gesagt darum, im Verschiedenen das

Gleiche zu beschreiben, oder auch: um die Identifikation einander ähnlicher Strukturen. Während in topographisch-kritischer Hinsicht danach gefragt wird, was sich räumlich verändert, wenn etwa eine Karte vorgibt ›nur zu repräsentieren‹, wird unter topologischen Gesichtspunkten zunächst danach gefragt, was gleich bleibt, wenn ein Betrachter meint, etwas habe sich verändert. – Dabei gibt es in der modernen Topologie verschiedene Varianten: Sie kann sich entweder auf Probleme in der Ebene beziehen und hat dabei vor allem ›Netze‹ zum Gegenstand; sie kann sich auf Äquivalenzen im dreidimensionalen ›Raum‹ beziehen und vergleicht dann vor allem räumliche Gebilde zueinander; sie kann ferner mengentheoretisch gefasst werden und Gruppen von ›Elementen‹ oder im Sinne der n dimensionalen Beschreibung ›Mannigfaltigkeiten‹ bestimmen.

Zurückzuführen ist der topologische Ansatz auf die Zeit der Algebraisierung von Geometrie: Also auf jenen Moment, an dem eine anschauliche Repräsentation von Raum und Raumkörpern in den unanschaulichen, weil gerechneten oder nur rechenbaren Raum überführt wird. Einschlägig hierfür ist die briefliche Auseinandersetzung zwischen Gottfried Wilhelm Leibniz und Samuel Clarke als Verfechter Newtons von 1715/16: Leibniz bezweifelte die Notwendigkeit, für eine Raumbeschreibung von dem Kräftespiel der Materie ausgehen zu müssen; vielmehr reiche die Bestimmung der Relationen von Körpern oder Beziehungspunkten aus. Leibniz begründete seinen Ansatz mit einem Argument gegen den Anthropomorphismus der zeitgenössischen Physik: Unter Absehung vom körperlichen Vergleichsmaßstab sind deren Grundbegriffe (wie insbesondere ›Bewegung‹) letztlich bedeutungslos und deshalb aus mathematischer Sicht unbrauchbar. Die erste Umsetzung erfährt der von Leibniz unfertig zurückgelassene Ansatz einer von ihm so bezeichneten ›Analysis situs‹ mit Leonhard Eulers Graphentheorie: Diese erlangte wiederum Bekanntheit durch die Lösung eines zeitgenössischen Rätsels, das zur Aufgabe hatte, alle sieben Brücken der Stadt Königsberg nur einmal zu überschreiten und am Ende wieder am Ausgangspunkt anzulangen. Ohne dazu vor Ort zu sein, löste Euler das Problem prinzipiell, indem er die Relationen vom physischen Raum abstrahierte: Gleich wie weit der Weg zwischen den Brücken ist, entscheidend sind die Verknüpfungen, das heißt die jeweilige Anzahl von ›Kanten‹, die in einem ›Knoten‹ verbunden sind.

Erst Ende des 19. Jahrhunderts beginnt sich Topologie als eine eigenständige mathematische Disziplin unter dem 1847 von dem Gauß-Schüler Johann Benedict Listing eingeführten Namen als Lehre »modaler Verhältnisse räumlicher Gebilde« zu etablieren: Einfluss auf die neue Algebra haben neben Leibniz' Lageanalyse auch die Ansätze der später sogenannten »nichteuclidischen‹ Geometrie, insofern dort versucht wurde, unter Verzicht auf die Annahme von sich in der Unendlichkeit einer Ebene nicht schneidenden Linien, zu einer alternativen und allgemeineren Axiomatik als derjenigen der Flächengeometrie zu kommen, so dass diese als deren Spe-

zialfall behandelt werden kann. Ebenso wie hier auf die Annahme einer festen Eigenschaft des Raums verzichtet wird, kann Topologie in der Folge auch im Dreidimensionalen auf eine Anbindung an die Raumvorstellung nach Newton verzichten, weil sie die Beschreibung der Lagebeziehungen von ihrer physikalischen Existenz abkoppelt. – Dies bedeutet, dass die Strecken zwischen den Punkten einer Relation jede mögliche Form annehmen können, nur ihre spezifische Verbundenheit bleibt bestehen: Raum kann Bernhard Riemann zufolge daher auch gekrümmt, gedehnt oder gestaucht sein; wesentlich ist, dass es zu keiner Unterbrechung der Verbindung zwischen den strukturierenden Punkten kommt.

Mit dem Wissenstransfer des topologischen Ansatzes in die Kultur- und Sozialwissenschaften im 20. Jahrhundert bleibt der mathematische Anspruch erhalten: Eine Raumbeschreibung ist unvollständig oder geht vielleicht gar fehl, wenn sie sich auf die Beschreibung von Erscheinungsräumlichkeit einerseits oder topographischer Kontingenz andererseits beschränkt. Im 20. Jahrhundert wird Topologie solcherart von Vertretern der Phänomenologie wie auch des Strukturalismus aufgegriffen: Während der Strukturalismus der mathematischen Konzeption insofern stärker verpflichtet ist, als die topologische Struktur dem Raum als unbedingt vorgängig angesehen wird, ist dem phänomenologischen Ansatz eigen, dass er in der Raumbeschreibung immer von einer Erfahrungsräumlichkeit auszugehen versucht, um Elemente zu bestimmen, welche den Modus dieser Erfahrung charakterisieren.

In der Phänomenologie sind dabei wiederum zwei Richtungen anzutreffen: eine eher auf die ›Logik‹ und eine stärker auf den ›Topos‹ fokussierte Form von Topologie. – Ein Vertreter der ersten Gruppe ist Kurt Lewin: Bereits in seinem frühen phänomenologischen Essay über die Kriegslandschaft von 1917 hat er den Versuch unternommen, die Struktur dieses ›Feldes‹ durch eine Bestimmung von Gefahrenzonen und Schwellenbereichen zu beschreiben, welche die leibliche Erfahrung der Kriegssituation auszeichnen. Lewin wird mit seinem Ansatz zu einem der führenden Umweltpsychologen aufsteigen und insbesondere das Konzept des ›hodologischen Raums‹ vertreten: Als einen solchen begreift Lewin den jeweiligen Wegeraum (gr. hodos, Weg), der aus den Bewegungen und Handlungen Einzelner oder von Gruppen resultiert und der als ein Kanalsystem beschreibbar ist, in dem Entscheidungsmöglichkeiten raumlogisch wirksam sind.

Ein Vertreter der zweiten Gruppe ist Martin Heidegger, der ›Topologie‹ als Äquivalent seiner ›Fundamentalontologie‹ begreift. Diese ist im Frühwerk Heideggers zunächst noch transzendentalphilosophisch als Bestimmungsdiziplin der Möglichkeitsbedingungen von ›Existenz‹ konzipiert. Um später wiederum auf die räumlich-strukturellen Voraussetzungen dieser Bedingungen reflektieren zu können, greift Heidegger auf die aristotelische Toposlehre zurück: Nach Aristoteles ist ›Ort‹ eine Art Hohlform der Gegenstände oder ein Gegen-

stück zu deren Oberfläche. Raum wird solcherart als Epiphänomen der Dinge oder Effekt exemplarischer ›Ortschaften‹ bestimmt. Heidegger sucht mit diesem von ihm selbst als ›Kehre‹ bezeichneten Perspektivwechsel damit letztlich der kantianischen Raumbestimmung als Formalität der Anschauung ihrerseits ein lebensweltliches Fundament zu geben, wobei die Identifikation dessen, was übergreifend raumbedingend wirke, unter der Chiffre des ›Seyns‹ versammelt oder an anderer Stelle auch als ›Erde‹ angesprochen wird.

Unter französischen Theoretikern wird der topologische Ansatz in einem direkten Austausch mit der Mathematik weiterentwickelt. Dem Strukturalismus liegt dabei eine Raumauffassung zugrunde, die Gilles Deleuze auf den Begriff ›reines spatium‹ gebracht hat: Im Gegensatz zur Konnotation des deutschen Terminus ›Raum‹, welcher ein Volumen oder vielmehr das ›Platzschaffende‹ betont, zielt der romanische Terminus eher auf Erstreckung oder die Relationalität, wie sie etwa noch im hiervon abgeleiteten Wort ›Spazieren‹ enthalten ist. Das ›reine Spatium‹ im Sinne von Deleuze ist daher die von dieser Tätigkeit abstrahierte Struktur. Genau dieser Ansatz lässt die strukturalistische Raumauffassung mit dem topologischen Raumverständnis der Phänomenologie vergleichbar werden. Während die Phänomenologie jedoch den Bezug zur Erfahrungsräumlichkeit aufrechterhalten will, spielt dieser für den Strukturalismus kaum noch eine Rolle. Diese Betonung des Relationalen führte schließlich erst zur Aufmerksamkeit auf den mathematischen Ansatz.

Zu wichtigen Vertretern von Topologie im Strukturalismus gehören vor allem Michel Serres und Jacques Lacan, welche die topologische Strukturanalyse im direkten Austausch mit der Mathematik weiterentwickeln: Dies geschieht einerseits im Kontext der Kybernetik, welche sich im Wortsinne mit der Frage der ›Steuerung‹ und daher mit Schaltungen und deren Relationen befasst, andererseits im Kontext der Psychoanalyse, die nach den konstitutiven Strukturen des Psychischen fragt und in diesem Zuge verschiedene Figuren der Veranschaulichung von topologischen Ordnungen zum Einsatz bringt: So setzt Lacan etwa bei Freuds psychischer ›Topik‹ als einer dreipoligen Relation von Ich, Über-Ich und Es an und identifiziert diese als die Instanzen des ›Realen‹, des ›Imaginären‹ und des ›Symbolischen‹. Diese Strukturmomente beschreibt Lacan als (in einem ›borromäischen Knoten‹) miteinander verflochten, das heißt als drei Schleifen, die ihren Zusammenhalt gegenseitig garantieren. Während von kybernetischer Seite eine Topologie als ›raumeffektiv‹ im Sinne der Erzeugung von Relationalität angesehen wird, dienen topologische Modelle in der Psychoanalyse somit vor allem zur Thematisierung psychischer und gesellschaftlicher Komplexität. – Gleichwohl ist der Beitrag zur topologischen Beschreibung nicht weniger gering: Dies gilt einmal für die Aufmerksamkeit auf neue Möglichkeiten der Raumgestaltung, wie sie etwa in der topologisch informierten Architektur erfolgt, zum anderen hat sie den Blick auf das gelenkt, was nicht nur die Identität von Strukturen, sondern auch den Unterschied

zwischen verschiedenen Topologien ausmacht oder vielmehr wie ein ›Riss‹ topologische Strukturen zerstören oder verändern kann: Denn Topologie kann ausgehend von einem identifizierenden Vergleich Strukturveränderungen und Unterschiede zwischen Ordnungen feststellen, gegenüber denen eine erscheinungsräumliche oder auch rein topographische Beschreibung indifferent bleiben muss, insofern sie nicht von den Variationen einer gleichen Struktur (der ›homöomorphen Abbildung‹) unterscheiden kann.

Aktuelle Beschreibungen in Phänomenologie und Strukturalismus widmen sich vor allem der Topologie politischer und medialer Ordnungen: Auf strukturalistischer Seite setzt etwa Giorgio Agamben bei Foucaults Konzept der ›Lagerung‹ als signifikanter Raumstruktur des 20. Jahrhundert an und bestimmt diese mit Hilfe der mengentheoretischen Axiomatik als eine Form der ›einschließenden Ausschließung‹: Im Inneren der Nationalstaaten würden mit den Internierungslagern rechtsfreie Zonen etabliert, in denen die Gültigkeit des Rechts aufgehoben ist. Für die Lagerinsassen gilt nur noch die Wirklichkeit der Willkür oder ein Gesetz ohne Inhalt. Agamben stützt sich dabei auch auf Hannah Arendt, die jenen Zustand als die Aufhebung der Trennung von privatem Innen- und öffentlichem Außenraum beschrieb: Nach Agamben bedeutet dies, dass es zu einer Privatisierung des öffentlichen Raums kommt, insofern eine Machtinstanz ihr Vorgehen nicht mehr legitimieren muss, wenn sie selbst als legitimierende Kraft auftritt.

Von Seiten der Phänomenologie hat zuletzt Boris Groys im Ausgang von Walter Benjamin eine ort logische Interpretation des Aurbegriffs vorgeschlagen. Dessen Bestimmung des Kunstwerks impliziere eine »Topologie der Aura«, wenn er mit der (qua technischer Reproduktion erzeugten) Ununterscheidbarkeit von Kopie und Original operiert: Nicht die materielle Beschaffenheit entscheidet demnach über den Status eines Artefakts, sondern dessen Ort: Das Readymade ist ein Original, gleich wie viele gleichartige Objekte es außerhalb des Museums gibt. Entscheidend ist die von seiner Materialität unabhängige Lokalisierung, die es zum Original macht. Entwickelt Groys seine Interpretation entlang von Kunstwerken, so kann sie auch auf Medien im allgemeinen angewandt werden, deren Leistung darin besteht, Inhalte zu transportieren und derart zu präsentieren, dass sie für den Benutzer von ihrem Träger unterschieden werden können. Anders gewendet: Im Zeitalter technischer Reproduzierbarkeit ist zwar der Träger kein Original mehr, wohl aber der Inhalt, welcher mit Hilfe von Duplikaten verbreitet wird. – Doch dies ist nur ein Zwischenschritt der Medienentwicklung: Im Zuge des digitalen Datenaustausches werden auch die Duplikate überflüssig, so dass nicht mehr die Trägerkopie zum Rezipienten kommen muss, sondern dieser den Ort der Information aufsuchen kann: Damit ist das Womit des Informationstransports letztlich unwichtig, statt dessen relevant wird das Woher der Information: die ›Adresse‹.

Wenn vergangene und gegenwärtige Topologien in Strukturalis-

mus, Phänomenologie sowie anderen Gebieten je nach fachlicher Herkunft auch unterschiedlich ansetzen, so ist ihnen doch die veränderte Perspektive auf Räumlichkeit gemeinsam: Die Stärke eines topologischen Vergleichs gegenüber dem Substanz- wie auch dem Kontingenzraumansatz kann durchaus als der Mittelweg begriffen werden, auf dem versucht wird, demjenigen, worum sich Kultur- und Medienwissenschaften bemühen, gerecht zu werden: Dass es eine Berechtigung für diese Perspektive gibt, zeigen die Konsequenzen des spatial turn und des topographical turn für die Raumbeschreibung: In beiden ›Raumkehren‹ hat sich eine Relations- oder Konstitutionsbeschreibung nicht nur als möglich, sondern geradezu als angemessen erwiesen. – Die erste als Rückkehr zur Naturraumbeschreibung misszuverstehen wäre daher ebenso falsch, wie die zweite als Aufforderung zu begreifen, eine Kartierung des Kulturraums vorzunehmen.